



SUSAN MALLERY

Wie zwei Inseln im Meer

Roman

HarperCollins



SUSAN
MALLERY

Wie
zwei Inseln
im Meer

Roman

HarperCollins

Susan Mallery

Wie zwei Inseln im Meer

Roman

Aus dem Amerikanischen von Valerie Schneider

Harper
Collins

HarperCollins®

HarperCollins® Bücher
erscheinen in der HarperCollins Germany GmbH,
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg
Geschäftsführer: Thomas Beckmann

Copyright © 2016 by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:
Barefoot Season

Copyright © 2012 by Susan Macias Redmond
erschienen bei: Mira Books, Totonto

Published by arrangement with
Harlequin Enterprises II B.V./S.à.r.l.

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner GmbH, Köln

Umschlaggestaltung: büropecher, Köln

Redaktion: Mareike Müller

Titelabbildung: Thinkstock / Getty Images, München

ISBN eBook 978-3-95967-963-3

www.harpercollins.de

eBook-Herstellung und Auslieferung:

readbox publishing, Dortmund

www.readbox.net

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Alle handelnden Personen in dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Für alle Frauen, die Militärdienst leisten und ihr Zuhause, Freunde und Familie zurücklassen. Dieses Buch ist für euch, in Dankbarkeit, Liebe und Respekt.

Ein besonderer Dank geht an Sergeant Betty Thurman, die mir bereitwillig von ihren persönlichen Erfahrungen erzählt hat. Jegliche inhaltlichen Fehler in diesem Roman sind meine.

Und an Specialist Jeanette Blanco, die das Buch „auf Herz und Nieren geprüft“ hat. Vielen Dank für deine Anmerkungen und Einsichten. Ein Fool's-Gold-Cheerleader-High-Five! Du bist die Beste!

1. KAPITEL

„Ich ziehe morgen in den Krieg. Gut möglich, dass ich nie wieder zurückkomme.“

Michelle Sanderson wandte langsam die Aufmerksamkeit von dem fünf Jahre alten Pick-up ab, den sie zu kaufen erwog, und drehte sich zu dem jungen Burschen um, der neben ihr stand.

Er war noch ein Teenager, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und hatte rotes Haar und Sommersprossen. Eigentlich war er ganz süß, nur viel zu jung. Seine Gliedmaßen waren jugendlich schlaksig und sein Brustkorb wollte erst ausgefüllt werden. Auch wenn er vermutlich bereits mehr Mann als Junge war, der Wandel war noch nicht völlig vollzogen.

„Entschuldigung“, sagte sie, überzeugt, ihn missverstanden zu haben. „Was hast du gesagt?“

Er grinste breit und zwinkerte ihr zu. „Ich mach's vielleicht nicht mehr lange. Wenn du den Wagen gekauft hast, könnten wir doch zusammen was trinken gehen oder so, meinen Einstieg in die Army feiern.“

„Es ist zwei Uhr nachmittags.“

„Wir könnten auch einfach zu mir nach Hause gehen.“

Michelle wusste nicht, ob sie laut loslachen oder ihm zu verstehen geben sollte, was für ein Idiot er war, und zwar so, dass er danach heulen würde wie ein kleines Mädchen. Letzteres wäre ein Leichtes für sie. Sie hatte selbst zehn Jahre in der Army gedient, beinahe die Hälfte davon im Irak und in Afghanistan. Dort waren ihr diese notgeilen jungen Typen, die sich für unwiderstehlich hielten, im Überfluss begegnet. Mit der Zeit war sie richtig gut darin geworden, ihnen klarzumachen, dass sie falschlagen.

Loslachen wäre ein wenig schwerer. Hauptsächlich, da ihr ganzer Körper schmerzte. Nicht nur ihre Hüfte, die als Entschuldigung eine Begegnung mit ein paar Kugeln von bewaffneten Rebellen vorzuweisen hatte, woraufhin ihr eine Teilgelenkprothese eingesetzt werden musste - nein, alles tat ihr weh. Sie dachte lieber nicht darüber nach, wie viel Zeit sie im Krankenhaus zugebracht hatte. Der Körper heilt in seinem eigenen Tempo, hatte ihr Physiotherapeut gesagt. Dennoch hatte sie versucht, schneller wieder auf die Beine zu kommen - was ihr lediglich drei weitere Nächte im Krankenhausbett beschert hatte, bevor sie endlich entlassen wurde.

„Bin ich nicht ein bisschen zu alt für dich?“, fragte sie.

Er zwinkerte ihr zu. „Erfahren nenne ich das.“

Trotz der Schmerzen schaffte sie es, kurz zu lachen. „Verstehe. Du suchst also eine, die dir deine schmutzigen Fantasien erfüllt, ja?“

„Du weißt Bescheid.“

Er ist so erwartungsvoll, dachte sie und fühlte sich sogleich noch ermatteter. Und ganz offensichtlich hatte er den Sehtest bisher nicht absolviert. Ihr war vollkommen bewusst, dass sie nicht in Bestform war. Ihr blasser, allzu dünner Körper verriet, wie lange sie in einem Krankenhausbett gelegen hatte. Sie hatte dunkle Augenringe und ihre Gesichtsfarbe war zu grau, um als normal durchzugehen, und zum Laufen brauchte sie eine Krücke. Was nur mal wieder bewies, wie hormongesteuert junge Männer waren.

Ehe sie dazu kam, sich zu überlegen, wie sie seine Einladung ausschlagen konnte, preschte ein heller Labrador um die Ecke des Hauses. Der Hund jagte auf sie zu und sprang kurz vor ihr in die Höhe. Michelle musste schnell einen Schritt zur Seite tun, damit sie nicht von ihm umgeworfen wurde. Bei der abrupten Bewegung wurde ihre Hüfte belastet und stechender Schmerz schoss durch ihren Körper.

Einen Moment lang drehte sich alles um sie. Ihr wurde schwarz vor Augen und Übelkeit stieg in ihr auf.

Bitte entweder das eine oder das andere, dachte sie, während sie verzweifelt versuchte, bei Bewusstsein zu bleiben. Aber bitte nicht beides auf einmal. Ein überraschend starker Arm legte sich um ihren Körper und hielt sie fest.

„Buster, runter mit dir.“

Sie musste ein paar Mal blinzeln, bis sie an diesem kühlen, feuchten Nachmittag wieder klar sehen konnte. Der brennende Schmerz in ihrer Hüfte ließ so weit nach, dass sie wieder Luft bekam. Der junge Bursche stand nun so nahe bei ihr, dass sie die Sommersprossen auf seiner Nase und eine kleine Narbe auf seiner rechten Wange erkennen konnte.

„Alles in Ordnung?“, fragte er.

Sie nickte.

Er trat zurück und musterte sie. Der Hund blieb auf Abstand, seine Augen waren dunkel vor Beunruhigung, leises Jaulen verriet seine Besorgnis.

Michelle hielt ihm die Hand hin. „Alles okay, Buster. Mir geht's gut.“

Der Hund kam zu ihr und schnüffelte an ihren Fingern, bevor er sie kurz ableckte.

„Hey, das hatte ich doch vor“, meinte der Junge und lachte unsicher.

Michelle lächelte. „Sorry, er ist mehr mein Typ.“

„Du bist verletzt.“

Sie hob ihre Krücke leicht an. „Hast du das hier für ein modisches Accessoire gehalten?“

„Die habe ich gar nicht richtig bemerkt.“

Das bestätigte ihre Theorie über seine schlechten Augen. „Ist bloß eine Fleischwunde.“ Genau genommen war nicht nur ihre Haut betroffen, sondern auch ein paar Knochen und Sehnen, doch wozu ins Detail gehen?

Sein Blick glitt zu den Army-Seesäcken auf dem Gehsteig, zu ihrer Krücke und schließlich zurück zu ihr. „Warst du drüben?“, fragte er.

„Drüben“, das konnten tausend Orte sein, sie wusste jedoch, was er meinte, und nickte.

„Krass, Mann. Wie war's, hattest du Angst? Glaubst du ...?“ Er schluckte und lief rot an. „Glaubst du, ich kann's dort schaffen?“

Sie wollte Nein sagen. Dass es so viel leichter für ihn wäre, das College zu besuchen und mit seinen Freunden rumzuhängen. Dass es sicherer wäre. Und bequemer. Aber der einfachste Weg war oft nicht der beste, und einige Leute waren bereit, jeden Preis zu zahlen, um Teil von etwas Sinnvollem zu sein.

Ihre Gründe, der Army beizutreten, waren weit weniger altruistisch gewesen, aber mit der Zeit war auch sie zur Soldatin geformt worden. Das Kunststück würde nun darin bestehen, den Weg zurückzufinden.

„Du kriegst das schon hin“, erwiderte sie und hoffte, dass sie recht hatte.

„Wie ein richtiger Held?“, fragte er grinsend und schlug mit der Hand gegen den Pick-up. „Okay, du hast echt alles getan, um mich zu verwirren – so sexy und dann auch noch eine Kriegsveteranin. Ich lass mich trotzdem nicht aus dem Konzept bringen. Ich will zehntausend, keinen Penny weniger.“

Sexy? Das brachte sie nun wirklich zum Lachen. Zurzeit würde sie wohl nicht mal für einen neunzigjährigen Greis als Trophäe durchgehen. Aber hey, so ein Kompliment war doch immer nett zu hören.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Wagen zu. Er war recht gut in Schuss, hatte ziemlich neue Reifen und nur wenige Beulen. Der Kilometerstand war niedrig genug, dass sie ihn noch ein paar Jahre würde fahren können, bevor sie anfangen müsste, Teile zu ersetzen.

„Zehn sind viel zu viel“, entgegnete sie. „Ich zahle in bar. Und ich dachte eher an achttausend.“

„Acht?“ Er presste in gespielter Dramatik die Hände auf sein Herz. „Du willst mich wohl umbringen. Willst du das einem zukünftigen Helden wirklich antun?“

Leise lachte sie. „Komm schon, Kleiner. Wir unternehmen jetzt eine Spritztour mit deiner Liebsten und fahren bei einem Mechaniker-Freund von mir vorbei. Wenn er sagt, der Pick-up ist in Ordnung, gebe ich dir neun fünf und du hast ein Geschäft gemacht.“

„Deal.“

Zwei Stunden später setzte Michelle den Typen – Brandon hieß er – wieder an seinem Haus ab. Ein Mechaniker auf der Militärbasis, den sie kannte, hatte ihr grünes Licht für den Wagen gegeben und sie hatte Brandon einen sortierten Packen brandneuer Scheine überreicht. Im Gegenzug hatte er ihr die Papiere für das Auto sowie die Schlüssel in die Hand gedrückt.

Als sie nun losfuhr, begutachtete sie den grauen Himmel. Sie war unverkennbar zurück im westlichen Teil von Washington State, wo es so viel regnete, dass ein sonniger Tag die Schlagzeilen der Lokalnachrichten beherrschte. Gepäck unter freiem Himmel zu transportieren war hier riskant, und sie hatte ihre zwei Seesäcke auf die offene Ablage des Pick-ups geschmissen. Doch sie entschied, dass die Wolken eher faul als bedrohlich aussahen. Ihr Gepäck würde während der Fahrt nach Hause einigermaßen in Sicherheit sein.

Nach Hause. Dorthin war es ein weiter Weg von dem Ort aus, an dem sie die letzten zehn Jahre verbracht hatte. Blackberry Island, eine Insel in der Bucht des Puget Sound, die über eine lange Brücke mit dem Festland verbunden war, mochte zwar theoretisch in Pendler-Entfernung von Seattle liegen, dennoch lagen Welten dazwischen. Das

einziges Städtchen auf der Insel pries sich selbst als das „Neu-England der Westküste“ an. Ein Verkaufsargument, das sie nie ganz hatte nachvollziehen können.

Die Insel war touristisch und ruhig zugleich, die Uhren gingen dort langsamer. Es gab ein paar hübsche Geschäfte, und alles, was mit den Brombeeren zu tun hatte, die der Insel den Namen gaben, wurde gefeiert. Sie hatte diese Traditionen stets albern gefunden und der Rhythmus der Jahreszeiten kam ihr auf mühsame Weise aus dem Takt geraten vor. Zumindest früher. Doch was sie damals nicht zu schätzen gewusst hatte, erschien ihr nun umso reizvoller.

Sie verlagerte ihr Gewicht auf dem Sitz, der Schmerz in ihrer Hüfte war stärker denn je. Ihr Physiotherapeut hatte geschworen, dass es besser werden würde, dass ihre Wunden schneller heilten als erwartet. Sie war den Genesungsprozess jedoch schon leid – er dauerte ihr viel zu lange. Ihr Körper ließ sich allerdings nicht antreiben.

Sie fand den Weg zur Hauptstraße und dann zum Freeway, dort reihte sie sich in die Kolonne der Fahrzeuge ein, die in Richtung Norden rollte. Sie war überrascht von der Menge der Autos und davon, wie geordnet sie sich fortbewegten. Die letzten Jahre war sie schwere Militärfahrzeuge gewöhnt gewesen, keine SUVs und Sportwagen. Die feuchte, kühle Luft war noch etwas, das sie vergessen hatte. Sie schaltete die Heizung an und wünschte, sie hätte daran gedacht, eine Jacke auszupacken. Dass bereits Mai war, hatte nichts zu bedeuten. Jahreszeiten waren etwas für Weicheier, der Sommer erreichte diesen Teil des Landes erst spät. Glücklicherweise jedoch kamen die Touristen dennoch früh.

Sie wusste, was sie die nächsten vier Monate über erwartete. Vom Memorial Day bis hin zum Labor Day würde die Insel vor Besuchern überlaufen. Sie besuchten das Eiland wegen der Bootsfahrten, der berühmten Puget-Sound-Kraniche und der Brombeeren. Blackberry Island

war – was sagt man dazu – die Hauptstadt der, nun ja, der Westküste. Die Urlauber bevölkerten die Restaurants und kauften allen möglichen Schnickschnack und Handgearbeitetes. Und sie aßen Brombeeren.

Sie streuten sie auf ihre Pancakes, in Salate und in und auf jegliche Gerichte, die dem Menschen bekannt sind. Sie kauften Brombeer-Eiscreme von Straßenhändlern und Brombeer-Cookies an Ständen. Sie erwarben Geschirrtücher und Tassen mit Brombeer-Motiven und probierten die fragwürdigen Ergebnisse des jährlichen Brombeer-Chili-Kochwettbewerbs. Und das Beste war, dass sie jedes Zimmer im Umkreis von fünfzig Meilen füllten. Einschließlich der Zimmer des Blackberry Island Inn.

Michelle konnte das fröhliche Klingeln praktisch hören, mit dem sich das Bankkonto für das Hotel füllte. Wie die meisten Unternehmen auf der Insel erwirtschaftete es den Großteil seiner Einnahmen während dieser vier Monate. Die Tage würden lang sein, die Stunden endlos, die Arbeit ermüdend, doch nachdem sie so lange fort gewesen war, konnte sie es kaum erwarten, sich wieder in all das hineinzustürzen. An den einen Ort zurückzukehren, bei dem sie sich darauf verlassen konnte, dass er sich niemals veränderte.

„Ist sie schon da?“

Damaris stand an der Türschwelle zu Carly Williams' Büro.

Carly blickte von der Willkommenskarte auf, die sie gerade gestaltete. Ein Teil des besonderen Charmes, den das Blackberry Island Inn seinen Gästen bot, war die persönliche Note. Carly sammelte Informationen über ihre Gäste, bevor diese anreisten, und legte dann einen handgefertigten Willkommensgruß in ihr Zimmer. Die Banners – ein älteres Paar –, die herkommen wollten, um Vögel zu beobachten und Weinproben zu besuchen, hatten

erwähnt, wie sehr sie das Meer liebten. Carly hatte dafür gesorgt, dass sie ein Zimmer kriegten, das nach Westen hinausging, und bastelte nun eine Karte mit einem Foto von der Blackberry-Bucht bei Sonnenuntergang.

Reste von bunten Bändern und Spitze lagen auf ihrer Schreibunterlage verteilt. Ein Klebestift stand vor ihr, daneben lag ihre ramponierte Pinzette. Sie rieb gedankenverloren an einem winzigen Glitzerpunkt auf ihrem Handrücken herum.

„Sie ist noch nicht hier“, meinte sie zu Damaris. Dann lächelte sie die Köchin an. „Ich hab doch gesagt, ich gebe dir Bescheid, wenn sie eintrifft.“

Damaris seufzte. Ihre Brille war ihr ein Stück die Nase heruntergerutscht, was ihrem Gesicht einen geistesabwesenden Ausdruck verlieh. Neu angestellte Kellner hatten wegen ihres leicht zerstreuten Erscheinungsbilds schon oft darauf geschlossen, dass sie es nicht bemerkte, wenn jemand zu spät zur Arbeit kam oder den Gästen keinen frischen Kaffee nachschenkte, sobald die den ersten Schluck getrunken hatten. Ein Fehler, den sie stets bereuten.

„Ich dachte eigentlich, sie würde um die Zeit bereits da sein“, gestand Damaris. „Ich habe sie so vermisst, sie war so lange nicht hier.“

„Das stimmt“, murmelte Carly, die lieber nicht darüber nachdenken wollte, wie sehr sich ihr Leben verändern würde, wenn Michelle zurückkehrte. Obwohl sie sich in Erinnerung rief, dass sie diejenige war, die man verletzt hatte, änderte das nichts an ihren Magenkrämpfen.

Jetzt ist alles anders, sagte sie sich. Sie war hier zuständig und hatte die letzten drei Monate das Inn selbstständig geführt. Sie war eine wertvolle Bereicherung für das Blackberry Island Inn. Wenn Michelle das nur auch so sehen würde.

Damaris betrat das Büro und setzte sich auf den Stuhl auf der anderen Seite ihres Schreibtisches.

„Ich weiß noch genau, wie sie mich eingestellt hat“, sagte die über fünfzigjährige Köchin seufzend. „Wie alt war sie damals? Sechzehn? Ich hatte bereits Kinder, die älter waren als sie. Sie saß da, wo du jetzt sitzt, und hatte solch einen Bammel. Ich konnte sehen, wie sie zitterte.“ Ihre runzeligen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. „Sie hatte sich ein Anleitungsbuch für Bewerbungsgespräche aus der Bibliothek ausgeliehen. Sie versuchte es unter ein paar Papieren zu verstecken, doch ich habe es gesehen.“

Damaris wurde ernst und kniff leicht die dunklen Augen zusammen. „Eigentlich hätte ihre Mutter sich um diese Dinge kümmern müssen, aber das hat sie nie. Michelle dagegen hat dieses Haus immer geliebt.“

Carly atmete tief durch. Sie und Damaris hatten schon so häufig über Mutter und Tochter gestritten. Carly gab bereitwillig zu, dass Brenda ihre Schwächen hatte, doch sie war auch diejenige gewesen, die sie gerettet hatte, die ihr einen Job und eine Aufgabe gegeben hatte. Carly hatte ihr einiges zu verdanken. Was jedoch Michelle anging ...

„Ich hoffe, die Neuerungen werden ihr gefallen“, sagte sie, um das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. Die Anspannung, die ihr die Brust einschnürte, war bereits so groß, dass sie sich immer wieder bewusst entspannen musste, um tief durchatmen zu können. Sie brauchte gerade nicht noch mehr Stress in ihrem Leben. „Du hast ihr doch erzählt, was wir alles gemacht haben, oder?“

„Ich schreibe ihr jeden Monat“, erwiderte Damaris schnaubend. „Nicht, dass ihre eigene Mutter das jemals getan hätte.“

So viel dazu, das Gespräch in eine andere Richtung lenken zu wollen, dachte Carly. Sie gab jedoch nicht auf. „Deine Brombeer-Scones sind so beliebt bei den Gästen. Ich habe überlegt, sie am Sonntagmorgen in Tütchen zum Verkauf anzubieten. Dann könnten unsere Gäste ein paar mit nach Hause nehmen. Was meinst du? Wäre das zu viel Arbeit für dich?“

Damaris entspannte sich sichtlich auf ihrem Stuhl. „Ich könnte schon mehr davon backen. Das wäre kein großer Aufwand.“

„Wir könnten sie in Vierer- und Zehnerpackungen anbieten. Benutz doch die hübsche Plastikfolie, die wir angeschafft haben.“

Damaris hatte genau im Kopf, wie viel die Produktion eines Scones kostete, die Preiskalkulation war also schnell gemacht. Carly hätte gerne auch eine Rezeptkarte beigelegt, doch sie hütete sich, Damaris danach zu fragen. Die Köchin verteidigte ihre Rezepte wie eine Tigermama ihre Jungen – mit Zähnen und Klauen.

„Ich gehe mal nachsehen, ob sie da ist“, sagte Damaris und stand auf.

Carly nickte und folgte ihr widerwillig. Es würde sich einiges im Inn verändern – das war nun nicht länger zu verdrängen, auch wenn sie sich alle Mühe gegeben hatte. Brenda war nicht mehr da und Michelle kam zurück. Das genügte schon, um das Kräfteverhältnis zu ändern, doch es gab weitere Komplikationen. Niemand, der zehn Jahre fort war, ist noch derselbe Mensch. Ihr war daher klar, dass Michelle anders sein würde. Die Frage war nur, wie anders? Nicht alle Menschen machten eine Entwicklung zum Positiven durch.

Sie blieb mitten im Flur stehen. Eine Entwicklung zum Positiven durchmachen? Vielleicht sollte sie mal ein paar Wochen keine Selbsthilfebücher mehr aus der Bibliothek ausleihen, sondern sich stattdessen bei einer netten Liebesgeschichte entspannen.

Sie ging in die Lobby und trat hinter das dunkle, handgeschnitzte Holzpult, das als Rezeption diente. Über seine vertraute, abgenutzte Oberfläche zu streichen entspannte sie. Sie kannte jede Macke, jeden Fleck darauf. Sie wusste, dass die Schublade links unten nicht aufging, wenn es regnete, und dass der Griff der Schublade rechts oben locker war. Sie wusste auch, wo das Putzpersonal

zusätzliche Handtücher versteckte und in welchen Zimmern es zu Problemen mit den Rohrleitungen kommen konnte. Sogar mit verbundenen Augen hätte sie jederzeit genau sagen können, in welchem Raum sie sich befand. Sie erkannte ihn an seinem Geruch, daran, wie der Lichtschalter sich anfühlte und wie der Holzboden knarrte, wenn man darüberschritt.

Zehn Jahre lang war dieses Haus ihr Heim und ihr Rückzugsort gewesen. Die Tatsache, dass Michelle ihr das alles im Handumdrehen wegnehmen konnte, war mehr als furchterregend. Dass es außerdem nicht gerecht wäre, schien dabei keine Rolle zu spielen. Carly hatte die Befürchtung, dass sie sich, was ihre moralische Überlegenheit betraf, schon seit Langem auf dünnem Eis bewegte.

„Da!“, rief Damaris und deutete nach draußen.

Carly warf einen flüchtigen Blick durch die frisch geputzten Fensterscheiben und nahm dabei eher das blitzsaubere Glas und den weißen Rahmen wahr als den Pick-up, der sich dem Haus näherte. Dann konzentrierte sie sich auf das grüne Gras und die Farbexplosion der Margeriten.

Diese Blumen waren ihr Hobby, ihre Leidenschaft. Wo andere nicht viel mehr als verschiedene Variationen eines einzelnen Themas sahen, sah sie Robinson-Rosa- und Schwarzrand-Margeriten, Gebirgs-, Haller-, Fett- und Magerwiesen-Margeriten – und natürlich die einzigartige Blackberry-Margerite. Diese Blumen gehörten untrennbar zum Inn. Sie standen in Vasen auf den Restauranttischen und schienen fröhlich über Tapeten zu tanzen, sie brachten Farbe in Wandgemälde und zierten als Prägung das Notizpapier des Inns. Als sie Brenda geholfen hatte, neue Dachziegel auszuwählen, hatte sie die leuchtenden Farben ihres Gartens im Kopf gehabt. Nun bildete das Dunkelgrün der Schindeln, das sich in den Fensterläden und der

Eingangstür wiederfand, den perfekten Hintergrund für die Blumen.

Damaris rannte über den Rasen, ihre weiße Schürze flatterte dabei hinter ihr her wie Schmetterlingsflügel. Schließlich breitete sie die Arme aus und umarmte eine Frau, die sehr viel größer und dünner war, als Carly sie in Erinnerung gehabt hatte. Sie sah zu, ohne es zu wollen, und lauschte ihren Worten, ohne etwas hören zu können.

Michelle löste sich aus der Umarmung, lächelte glücklich und umarmte Damaris gleich noch einmal. Sie trug ihr Haar jetzt länger, ein dunkles Gewirr aus welliger Mähne und Quasi-Locken. Ihr Gesicht war kantiger, um ihre Augen lagen dunkle Schatten. Sie sah aus, als wäre sie sehr krank gewesen. Carly war im Bilde darüber, dass sie in der Tat Verletzungen erlitten hatte. Sie wirkte zerbrechlich, doch Carly war sich bewusst, dass sie dem Anschein nicht trauen durfte. Michelle war nicht der Typ, der seiner eigenen Schwäche nachgab. Sie glich eher der furchterregenden und unverwüstlichen Alien-Figur aus den gleichnamigen Filmen.

Sie und Michelle waren praktisch gleich alt, Michelle war lediglich ein paar Monate älter. Früher - bevor alles anders geworden war - hatte sie Michelles Gesicht besser gekannt als ihr eigenes. Zu jeder einzelnen ihrer Narben hätte sie eine Geschichte erzählen können.

In Carlys bisherigem Leben hatte es drei prägende Momente gegeben: der Tag, an dem ihre Mutter sie verlassen hatte; die Nacht, in der sie herausgefunden hatte, dass ihre beste Freundin mit ihrem Verlobten geschlafen hatte; und der Morgen, an dem Brenda sie im Lebensmittelgeschäft aufgelesen hatte - in Tränen aufgelöst, weil sie sich die Milch nicht leisten konnte, die ihre Hebamme ihr jeden Tag zu trinken verordnet hatte.

Für sich betrachtet hatte keiner dieser Momente länger als eine Viertelstunde gedauert. Eine Minute hier, zwei Minuten dort. Jedoch hatte jeder von ihnen ihr Leben

verändert, es um hundertachtzig Grad gewendet, es zerschmettert und dabei alles zerbrochen, was ihr lieb und teuer war, und ihr jegliche Luft zum Atmen genommen. Michelle war ein Teil des engmaschi-gen Gewebes gewesen, das ihr Leben darstellte - und hatte es dann vollkommen zerrissen, sodass nur noch Fetzen davon übrig waren.

Carly atmete tief durch und sah der Frau entgegen, die auf das Inn zukam. Wieder einmal hing ihr Lebensglück an einem seidenen Faden. Wieder einmal würde Michelle über ihre Zukunft bestimmen, und es gab rein gar nichts, was sie dagegen tun konnte. Ein beklemmendes Gefühl von Ungerechtigkeit presste ihren Brustkorb zusammen, doch sie entspannte sich bewusst und sagte sich, dass sie schon Schlimmeres überstanden hatte. Sie würde auch das hier überstehen.

Das Telefon klingelte. Carly schritt zurück zur Rezeption, um den Anruf anzunehmen.

„Blackberry Island Inn“, meldete sie sich mit klarer, selbstsicherer Stimme.

„Ich schau gleich mal nach“, fuhr sie fort und tippte auf der Computer-Tastatur herum. „Ja, da hätten wir noch ein Zimmer frei.“

Während sie die Kontaktdaten der zukünftigen Gäste notierte sowie die Ankunftszeit und die Kreditkartennummer bestätigte, war sie sich bewusst, dass Michelle immer näher kam. Die Jägerin war zurück. Was Carly dazu veranlasste, sich zu fragen, ob sie zur Willkommensfeier eingeladen war oder einfach nur deren nächstes Beutetier sein würde.

2. KAPITEL

Etwas theoretisch zu wissen und es mit eigenen Augen zu sehen war nicht das Gleiche. Michelle starrte die Fassade des Inns an und wusste, dass von nun an ein Schlag nach dem anderen sie treffen würde.

„Es ist so schön, dich wieder hierzuhaben“, sagte Damaris und presste sie noch einmal so fest an sich, dass ihr beinahe die Rippen brachen.

Wenigstens etwas, das sich vertraut anfühlte. Ebenso wie der Duft nach Zimt und Vanille, den Damaris verströmte und der von den Backwaren herrührte, die sie jeden Morgen zubereitete. Alles andere dagegen war falsch. Angefangen beim Dach, das in einem abscheulichen Grün leuchtete, bis hin zu den Fensterläden in der gleichen Farbe. Sogar die Form des Gebäudes hatte sich verändert. Die Umrisse des Hauses, in dem sie aufgewachsen war, hatten sich nach außen verschoben und das Hotel so aufgebläht, dass es untersetzt wirkte. Als hätte es sich einen Rettungsring angefressen und müsste dringend die Finger von den Brombeer-Scones lassen und sich einen Zumba-Kurs suchen.

Auf der linken Seite, wo früher das Restaurant gewesen war, ragte ein Anbau heraus, der den seitlichen Rasen zerteilte und somit auch den Abhang, den sie als Kind hinuntergerollt war. An der rechten Seite klebte ein protziges geschwürartiges Gebilde, das in knallbunten Farben gestrichen war und in dessen Fenster der übliche Insel-Schnickschnack hing: Puppen und Leuchttürme, Windspiele und klimpernde, bunt bemalte Glasgebilde.

„Es gibt hier jetzt einen Geschenkeshop?“, fragte sie. Ihre Stimme klang mehr verärgert als fragend.

Damaris rollte mit den Augen. „Ja, das war die Idee deiner Mutter. Vielleicht auch die von Carly. Ich habe nie zugehört, wenn die zwei miteinander geredet haben. Sie sind wie Vögel, machen Lärm und sagen nicht viel.“

Damaris' kleine, kräftige Finger krallten sich in Michelles Oberarme. „Mach dir keine Gedanken wegen der beiden. Du bist jetzt wieder zu Hause und das ist alles, was zählt.“ Sie kniff besorgt die Lippen zusammen. „Aber du bist viel zu dünn. Sieh dich nur an, nichts als Haut und Knochen.“

„Das kommt davon, wenn man im Krankenhaus herumliegt.“ Es gab wohl keinen effektiveren Appetitzügler als eine schmerzhaft Schusswunde.

Aus den Augenwinkeln nahm sie ein Flügelschlagen wahr. Da waren sie – die allgegenwärtigen Puget-Sound-Kraniche, die über dem grauen Wasser des Sunds ihre Kreise zogen. Die Vögel lockten Touristen und Wissenschaftler gleichermaßen an. Aus irgendeinem Grund fanden die Leute sie hochinteressant. Sie hingegen war nie ein Fan von ihnen gewesen. Als sie acht Jahre alt war, hatten ihr die Kraniche einen ganzen Sommer lang ununterbrochen auf den Kopf geschissen. Sie war sich nicht sicher, ob sie einfach nur Pech gehabt hatte oder ob sich die Vögel gegen sie verschworen hatten. Wie dem auch sei, damals hatte sich ihre einigermaßen neutrale Haltung ihnen gegenüber in regelrechte Abscheu verwandelt. Ihre lange Abwesenheit hatte nichts daran geändert, dass sie sie am liebsten weghaben wollte.

Sie wandte den Blick wieder dem Inn zu und spürte, wie sich ihr Magen vor Enttäuschung zusammenzog. Wie hatte man diesem ehemals schönen Gebäude nur so etwas antun können? Selbst ihre Mutter hätte es besser wissen müssen.

Wahrscheinlich hat sie das auch, sagte Michelle sich. Das war Carlys Werk, da war sie sich sicher.

„Komm rein“, sagte Damaris und ging auf die Veranda zu. „Es wird gleich regnen und ich will dir was zu essen

machen.“

Diese zwei zusammenhanglosen Gedanken bewirkten, dass Michelle sich ein bisschen weniger beklommen fühlte. Wenigstens Damaris war noch die Alte – liebevoll und gastfreundlich und stets darauf bedacht, die Menschen um sich herum mit Nahrung zu versorgen. Daran würde sie sich klammern.

Hinkend ging Michelle neben der viel kleineren Frau her. Ihr war klar, dass sie eigentlich ihre Krücke benutzen sollte, doch sie wollte keine Schwäche zeigen. Nicht in einer Situation, die sich so fremd anfühlte. Nicht zu wissen, was einen als Nächstes erwartete, war in ihrer Welt gleichbedeutend mit Gefahr.

Eine der prickelnden Nachwirkungen meiner Stationierungen im Irak und in Afghanistan, dachte sie misstrauisch, neben Albträumen, allgemeiner Reizbarkeit und dem attraktiven kleinen Tick, der die Haut unter einem ihrer Augen von Zeit zu Zeit zucken ließ.

Sie hatte sich dem idiotischen Irrglauben hingegeben, dass es ihr gut gehen würde, sobald sie das Inn erblickte. Dass es genügen würde, einfach zu Hause zu sein. Eigentlich hatte sie es besser gewusst – dennoch, die Hoffnung war da gewesen. Nun fiel sie in sich zusammen und erstarb schließlich völlig. Zurück blieben der Schmerz in ihrer Hüfte und der verzweifelte Wunsch, wieder zehn Jahre alt zu sein. In die Zeit zurückzukehren, in der es genügt hatte, auf den Schoß ihres Dads zu krabbeln und seine starken Arme um sich zu spüren, sodass alles gut war.

„Michelle?“ Damaris klang besorgt.

„Mir geht’s gut“, log sie und lächelte die ältere Frau an.

„Oder, falls du mir das nicht glaubst, ich arbeite daran, dass es mir wieder gut geht. Kannst du damit leben?“

„Nur, wenn du mir versprichst, gut zu essen.“

„Bis ich platze.“

Damaris' Haar war ein wenig grau geworden und sie hatte ein paar Falten mehr um die Augen, davon mal abgesehen sah sie immer noch aus wie früher. Das war doch wenigstens etwas. Michelle war nach wie vor auf der Suche nach Teilen ihres Zuhauses, die sie wiedererkannte. Sogar der Garten hat sich verändert, dachte sie und blieb stehen, um die Beete mit den endlosen Reihen von heiteren Margeriten zu betrachten, die sich in der sanften Brise leicht bewegten.

Die bunten Farben bildeten fröhliche Muster, säumten den Rasen und krochen an ihm entlang bis zum Hauptgebäude, wo sie um die Ecke bogen. Sie waren so unterschiedlich, als hätte jemand nur die ausgefallensten und kessesten ausgewählt. Die knallbunten Blüten wirkten wie ein gellender Schrei auf ihre überreizten Sinne, am liebsten hätte sie sich Augen und Ohren zugehalten.

Die Stufen der Veranda lenkten ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Inn zurück. Sie bereitete sich gedanklich auf den brennenden Schmerz vor, der sie im nächsten Moment von innen versengen würde, und auf die darauf folgende Übelkeit und die Schweißausbrüche.

Sie setzte den rechten Fuß auf die erste Stufe, dann hob sie den linken an. Auf den Schmerz vorbereitet zu sein machte ihn nicht weniger stechend. Er schoss durch ihren Körper und ließ sie beinahe um Gnade betteln. Wenn sie schon alles hatten verändern müssen, hätten sie nicht gleich auch noch eine Rampe einbauen können?

Als sie schließlich oben ankam, war ihr Körper von kaltem, klebrigem Schweiß bedeckt und ihr zitterten die Knie. Wenn sie heute Morgen etwas gegessen hätte, hätte sie sich in diesem Moment übergeben – eine elegante Art der Heimkehr. Damaris beobachtete sie verstohlen, ihre Miene finster vor Sorge.

„Ist es wegen deiner Mutter?“, fragte sie leise, als wollte sie die Antwort gar nicht hören. „Ich weiß, ihr zwei habt euch nie gut verstanden, aber dennoch, jetzt ist sie tot. Du

darfst dir keine Vorwürfe machen, weil du nicht zur Beerdigung kommen konntest.“

„Das tu ich auch nicht“, presste Michelle durch zusammengebissene Zähne hervor. Angeschossen worden zu sein war wohl eine der besten Entschuldigungen, die man haben konnte.

Nach ein paar Atemzügen ließ der Schmerz so weit nach, dass er erträglich war. Es gelang ihr, sich aufzurichten, ohne nach Luft schnappen zu müssen. Was ihr die Gelegenheit gab, festzustellen, dass die Möbel auf der Veranda neu waren, ebenso wie die Brüstung. Ihre Mutter war sichtlich freizügig mit den Einnahmen des Hotels umgegangen, wie hoch auch immer sie gewesen sein mochten.

„Hallo, Michelle. Willkommen zu Hause.“

Sie wandte ruckartig den Blick zur breiten Doppeltür und erblickte Carly auf der Türschwelle.

Auch an ihr waren Veränderungen zu erkennen. Sie trug ihr Haar jetzt kurz statt lang. Ansonsten dasselbe Blond, dieselben dunkelblauen Augen, nur dass sie jetzt durch ein dezentes Make-up betont waren. Weniger „Grufti“, mehr „Lady beim Lunch“.

Die Kombination aus einem schlichten schwarzen Rock, flachen Schuhen und einem pinkfarbenen T-Shirt mit winzigen Rüschen an den Bündchen bildete ein perfektes, professionell wirkendes Outfit für das Inn. Daneben kam sich Michelle in ihrer tief sitzenden Cargo-Hose grobschlächtig vor – doch die bekam sie am einfachsten übergezogen, wenn es gerade mal keine Jogginghose sein sollte. Ihr langärmeliges Shirt war in den Krieg und wieder zurück gereist und sah dementsprechend aus. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann sie das letzte Mal Wimperntusche oder eine Feuchtigkeitscreme aufgetragen hatte. Oder wann sie sich das letzte Mal die Haare von jemandem hatte schneiden lassen, der eine entsprechende Ausbildung hatte.

Im Vergleich dazu sah Carly richtig hübsch aus. Hübscher als sie sie in Erinnerung gehabt hatte. So weiblich.

In ihrer Jugend war sie, Michelle, stets die Schönheit gewesen, mit ihrem langen dunklen Haar und ihren großen grünen Augen. Carly hingegen war die Süße. Ihr Sidekick im Wer-hat-das-schönste-Lächeln-Wettbewerb. Verärgert darüber, eine weitere Veränderung festzustellen, hätte sie sich am liebsten abgewandt und wäre zurück nach ...

Das war genau das Problem. Das Inn war alles, was sie hatte, und weggehen war keine Option.

Carly lächelte noch immer, sie wirkte ruhig und kontrolliert.

„Wir freuen uns so sehr, dass du wieder da bist.“ Ihr Lächeln erstarb. „Mein Beileid wegen Brenda. Sie war eine tolle Frau.“

Michelle zog die Augenbrauen hoch. Es gab viele Worte, ihre verstorbene Mutter zu beschreiben. *Toll* gehörte nicht dazu.

Besorgniserregender war jedoch Carlys Haltung ihr gegenüber. Sie verhielt sich, als hätte sie das Recht, jemanden an diesem Ort willkommen zu heißen. Als würde sie hierhergehören.

„Wir haben uns lange nicht gesehen“, fügte Carly hinzu. „Seit ...“ Sie hielt inne. „Nun ja, eben lange nicht“, wiederholte sie noch einmal.

Carlys Worte, ob sie nun spontan waren oder geplant, erinnerten Michelle an ihre letzten Stunden an diesem Ort. Sie nahm an, dass sie verlegen sein sollte oder Schuldgefühle hätte haben sollen, dass Carly eine Entschuldigung erwartete. Doch trotz der Dinge, die sie getan hatte, stellte Michelle fest, dass sie sich eine Entschuldigung von Carly wünschte. Als wäre Carly diejenige, die sich falsch verhalten hatte.

Sie starrten sich eine endlose Minute lang an. Michelle kämpfte gegen ihre Erinnerungen an. Gute Erinnerungen,

dachte sie grollend. Sie und Carly hatten unzählige Stunden miteinander verbracht, sie waren zusammen aufgewachsen.

Scheiß drauf, dachte sie und wischte die Bilder weg. Sie ging entschlossen auf die Eingangstür zu. Wie erwartet trat Carly zur Seite, um sie vorbeizulassen.

Das Innere des Hauses hatte sich genauso verändert wie sein Äußeres. Die Vorhänge in fröhlichen Farben waren ebenso neu wie die Kaminverkleidung. Der Holzboden in der Eingangshalle war geschliffen und lackiert worden, die Wände neu gestrichen, und an einer davon, dort, wo es zum Restaurant ging, prangte ein riesiges Wandgemälde mit Margeriten.

Wenigstens das Rezeptionspult war noch das gleiche – und das war es, woran Michelle sich festhielt, wenn auch nicht physisch, so doch geistig. Während der Raum sich um sie zu drehen schien, wurde ihr klar, wie idiotisch es von ihr gewesen war, zu erwarten, dass sich nichts verändert haben würde. Sie hatte angenommen, alles genau so vorzufinden, wie sie es verlassen hatte – abzüglich ihrer Mutter. Dass, wenn sie das Haus beträte, es so sein würde, als wäre sie nie weg gewesen. Als wäre sie nie in den Krieg gezogen.

„Geht's dir gut?“

Carly streckte eine Hand nach ihr aus, während sie sprach. Im selben Moment fiel das Licht auf das goldene Bettelarmband an ihrem Handgelenk und ließ es aufleuchten.

Michelle kannte es in- und auswendig. Als Kind war sie fasziniert von den glitzernden Goldanhängern gewesen, die stets in Bewegung waren. Als sie größer wurde, hatte sie sich die Herkunft jedes einzelnen Anhängers erzählen lassen und sich eigene Geschichten um den filigranen Seestern oder den winzigen hochhackigen Schuh ausgedacht. Das Armband hatte ihrer Mutter gehört und es

verkörperte eine der wenigen guten Erinnerungen, die sie an diese Frau hatte.

Und nun trug Carly es.

Michelle wollte es gar nicht haben, doch ganz sicher wollte sie auch nicht, dass Carly es hatte.

Ärger brodelte in ihr auf wie Wasser in einem Dampfkochtopf. Am liebsten hätte sie Carlys zarten Arm gepackt und ihr die goldenen Kettenglieder heruntergerissen. Sie hatte das Bedürfnis zu zerstören, wegzunehmen und zu verletzen.

Michelle atmete tief durch, wie man es ihr beigebracht hatte. Sie glaubte nicht wirklich an posttraumatische Belastungsstörungen, doch man hatte ihr gesagt, dass sie darunter litt. Also hatte sie sich angehört, was die Ärzte ihr geraten hatten, dass sie Stress vermeiden, sich viel ausruhen und sich gut ernähren sollte. Sie hatte es sich angehört und die Ratschläge herausgepickt, von denen sie dachte, dass sie für sie funktionieren würden.

Sie machte die Atemübung, weil sie sich nicht für eine Reaktion entscheiden konnte und weil ihr gesamter Körper schmerzte. Dann humpelte sie davon. Jeder ihrer Schritte brannte, ihr Fleisch heulte protestierend auf.

Sie ging den kürzeren Flur auf der rechten Seite hinunter, bog um die Ecke und blieb vor einer unbeschrifteten Tür stehen. Noch etwas, das sich nicht verändert hat, dachte sie, und strich über den Türrahmen, auf dem kleine Schnittkerben anzeigten, welche Fortschritte sie als Kind beim Wachsen gemacht hatte. Die Kerben endeten abrupt. Nicht, weil sie irgendwann nicht mehr gewachsen wäre, sondern weil der Mann, der dem Bedeutung zugemessen hatte – der Vater, der sie geliebt hatte – fortgegangen war.

Sie drehte, einem tiefen Bedürfnis folgend, den Türknauf. Dem Bedürfnis, sich zurückzuziehen und ihre Wunden zu lecken.

Die Tür war verschlossen. Sie versuchte es noch einmal, dann hämmerte sie mit der Faust gegen das Holz – laut und entschlossen.

Plötzlich öffnete sich die Tür und ein Teenager starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.

„Ah, hallo“, sagte das Mädchen, wobei sich dessen sommersprossige Nase leicht kräuselte. „Tut mir leid, die Gästezimmer sind alle oben. Hier ist der Privatbereich.“

„Das weiß ich“, sagte Michelle und sprach damit zum ersten Mal, seit sie das Inn betreten hatte.

„Wer ist da, Brittany?“, rief ein jüngeres Mädchen aus dem hinteren Teil der Wohnung.

„Ich weiß es nicht.“ Das Teenager-Mädchen wandte sich wieder ihr zu und blickte sie erwartungsvoll an, als würde es darauf warten, dass sie ging.

Doch Michelle wollte einfach nur in ihr Zimmer, sich auf ihr Bett fallen lassen und schlafen. Schlaf, sofern sie ihn finden konnte, bedeutete Heilung.

Sie drückte sich an der Jugendlichen vorbei und es war, als träte sie wie Alice hinter den Spiegel.

Nichts war so, wie es sein sollte. Weder die Wände noch die Teppiche auf dem Boden noch die Möbel. Das zerfledderte karierte Sofa war verschwunden, stattdessen stand dort eine in Blautönen gehaltene Couch mit Schonbezug. Und alles war voll mit Margeriten – in Vasen, auf Kissen und Bildern. Sogar von den Vorhängen schienen sie höhnisch auf sie herabzuschauen. Und wo keine Margeriten prangten, waren es Brombeeren.

Sie starrte auf die neuen Stühle, den Küchentisch, den sie nicht wiedererkannte, und auf das Spielzeug. In einer Ecke stand ein Puppenhaus. Auf der breiten Fensterbank saßen Stofftiere, daneben stapelten sich verschiedene Brettspiele.

Ein Mädchen, das ungefähr zehn Jahre alt sein mochte, trat vor sie hin. Es hatte große dunkelblaue Augen und

einen verängstigten Ausdruck auf dem Gesicht. In der Hand hielt es einen iPod.

„Wer sind Sie?“, fragte es, und plötzlich weiteten sich seine großen Augen noch mehr. „Ich weiß, wer du bist“, hauchte es und trat einen Schritt zurück. Es duckte sich geradezu weg. „Du musst gehen. Sofort!“

„Gabby!“, rief der Teenager schockiert.

Michelle wich eilig zurück und verließ den Raum rückwärtsgehend, wobei sie den heftigen Schmerz ignorierte, der ihre Hüfte umspannte und sie beinahe straucheln ließ. Alles war falsch. Der Schmerz war zu groß und das Zimmer begann sich um sie zu drehen. Sie bekam keine Luft, wusste nicht mehr, wo sie war. Es war, als hätte sie festen Boden unter den Füßen erwartet und würde stattdessen ins Bodenlose fallen.

Sie ging, so schnell sie konnte, und war sich vollkommen bewusst, was sie sich damit antat. Ihr war klar, dass sie später dafür büßen würde, doch das war ihr egal. Sie nahm den Weg zurück, den sie gekommen war. In der Eingangshalle wartete Carly auf sie. Immer noch perfekt aussehend in ihrer mädchenhaften Kleidung und mit Brendas Armband am Handgelenk. Michelle blieb vor ihr stehen.

„Du bist gefeuert“, sagte sie klar und deutlich, trotz des stechenden Schmerzes in ihrer Hüfte.

Carly wurde blass. „Wie bitte? Das kannst du nicht machen!“

„Doch, ich kann. Das Inn gehört mir, schon vergessen? Du bist entlassen. Pack deine Sachen und geh, ich will dich hier nie wieder sehen.“

Sie trat an Damaris vorbei, taumelte mehr die Stufen hinunter, als dass sie ging, und humpelte zurück zu ihrem Pick-up. Als sie ihr linkes Bein auf den Sitz hochziehen wollte, wurde sie beinahe ohnmächtig, schaffte es jedoch. Dann ließ sie den Motor an und fuhr los.

Zwei scharfe Rechtskurven später lenkte sie an den Straßenrand und hielt an. Heftige Schluchzer ließen ihr die Kehle eng werden. Ihre Hände zitterten und eisige Kälte kroch ihr bis in die Knochen.

Es kamen keine Tränen - da waren nur das trockene Weinen und die Erkenntnis, dass allein die Tatsache, dass sie nach Hause gekommen war, nicht bedeutete, dass sie einen Ort hatte, wo sie hinkonnte.